Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 463. **Freitag** den 11. September 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. September.

Die Partei der Revolution.

Karl Kautsky hat unlängst über den Parteitag und die Strömungen innerhalb der Sozialdemokratie einen Artikel veröffentlicht, der die vollste Beachtung verdient, weil Kautsky einer der hervorragendsten Köpfe der Sozialdemokratie ist und weil er einerseits ein Gegner des revisionistischen Flügels, anderseits aber weit entfernt von jener Sprudelsüchtigkeit ist, die einen sonst so zielbewußten Mann wie Bebel zu häufigen Entgleisungen und Blamagen führt. In diesem Artikel sagt Kautsky, daß die Sozialdemokratie wohl soziale Reformen auf politischem Wege zu erringen suche, „daß sie aber trotz dieser reformierenden Tätigkeit eine Partei der Revolution ist und jedes Paktieren mit den herrschenden Klassen zurückweist." Man wird gut tun, sich dieses Ausspruches Kautskys gelegentlich des sozialdemokratischen Parteitages zu erinnern. Aller Voraussicht nach wird dieser Tag so stürmisch verlaufen, wie nie einer zuvor, obwohl ja auch schon auf früheren sozialdemokratischen Parteitagen an Zänkereien und persönlichen Verunglimpfungen Erkleckliches geleistet worden ist. Bebel war schon durch den langwährenden Streit über die Vizepräsidentenfrage sehr gereizt und die Nichtaufnahme seiner Erklärungen im „Vorwärts" hat seine Erbitterung aufs höchste gesteigert. Bei seinem Jähzorn wird er es nicht an heftigen persönlichen Ausfällen fehlen lassen und die Angegriffenen werden ihrerseits nicht vor scharfen Antworten zurückschrecken. Dazu kommt die gereizte Stimmung zwischen den akademischen Führern der beiden Gruppen und die kaum noch verhehlte starke Antipathie der Nichtakademiker gegen die „Akademiker", einerlei, welcher Richtung diese angehören. Wenn neulich auf einem Berliner Parteitage ein „Genosse" gesagt hat, er hätte gar nichts dagegen, wenn die akademischen Löwen sich auf dem Parteitage gegenseitig aufzehrten, so hat er sicherlich Zehntausenden von Gesinnungsgenossen aus dem Herzen gesprochen. Es wäre aber ein Fehler, der leicht verhängnisvoll werden könnte, wenn die bürgerlichen Parteien aus der heftigen Kanonade des Dresdner Parteitages übertriebene Schlüsse zögen und auf die „Mauserung" der Sozialdemokratie oder gar auf den baldigen Zerfall der Partei spekulierten. Deshalb haben wir eben den oben erwähnten Satz Kautskys in Erinnerung gebracht. Die Bernstein, Vollmar, Heine, Schippel und Genossen sind im Grunde von Männern wie Bebel und Singer nur dadurch unterschieden, daß ihnen ein größeres Maß von Vorsicht innewohnt und daß ihre höhere akademische bezw. gesellschaftliche Bildung sie den Wert des „fortiter in re, suaviter in modo" erkennen läßt. Tatsächlich sind gerade diese Männer viel gefährlichere Feinde der bestehenden Gesellschaft, als Bebel und Singer, genau so wie der höflich lächelnde Jesuit viel gefährlicher ist als der unausgesetzt donnernde Hetzkaplan. Obwohl die Revisionisten nach außen hin entschiedene Gegner Kautskys sind, stimmen sie doch im Grunde seiner Erklärung, daß die Sozialdemokratie die Partei der Revolution sei, durchaus zu. Noch verfehlter aber als die Spekulation auf eine Mauserung dieser Partei wäre die Hoffnung auf ihren baldigen Zerfall. In allen bürgerlichen Parteien bestanden oder bestehen noch heute starke Gegensätze in vielen einzelnen Fragen, ohne daß diese Parteien auseinander gefallen sind oder demnächst auseinanderfallen werden. Wir erinnern nur an die Gegensätze innerhalb der konservativen Partei gelegentlich der Bewilligung des Zolltarifs im vorigen Winter, an die Spaltung des Zentrums in wirtschaftlichen (1893/94) und in nationalen Fragen (1898/99), an die verschiedenen Auffassungen über agrarische Forderungen innerhalb der nationalliberalen Partei u. s. w. Gewiß ist die Sozialdemokratie weniger duldsam als die erwähnten bürgerlichen Parteien, aber auf der andern Seite werden die „Genossen" zusammengehalten durch das Gefühl gemeinsamer Gegnerschaft gegen sämtliche bürgerliche Parteien. Von dem Gefühle dieser Gegnerschaft sind, wie beispielsweise die scharfen Ausfälle Bernsteins über die Haltung der Freisinnigen in der preußischen Landtagswahlfrage beweisen, die Revisionisten nicht minder erfüllt, als die Anhänger Bebels. Dieses Gefühl aber wird die Sozialdemokraten auf absehbare Zeit hinaus zusammenkitten und deshalb nehme man sich davor in acht, der Dresdner Kanonade eine mehr als vorübergehende Bedeutung beizumessen. Selbst wenn ein Riß erfolgte, würden die feindlichen Brüder einander stets die Hände reichen, wenn es gälte, die bürgerlichen Parteien zu Boden zu drücken.

Zur Reichstagswahl in Dessau.

Die Parteileitung der Konservativen und des Bundes der Landwirte hat eine Erklärung veröffentlicht, in der sie auseinandersetzt, daß sie nicht in der Lage sei, von Parteiwegen ihre politischen Gesinnungsgenossen aufzufordern, bei der bevorstehenden Stichwahl geschlossen für den freisinnigen Kandidaten, Eisenbahndirektor a. D. Schrader, einzutreten. Diese Erklärung wird u. a. damit begründet, daß die freisinnige Parteileitung des Wahlkreises auf die vor der Hauptwahl an sie gerichtete Frage, ob sie im Falle einer Stichwahl zwischen dem Konservativen und dem sozialdemokratischen Kandidaten (die niemals ernstlich erwartet werden konnte!) ihre Parteiangehörigen öffentlich zur Stimmabgabe für den Konservativen auffordern werde, eine bejahende Antwort nicht erteilt habe. Wir haben bereits zugegeben, daß allerdings Selbstverleugnung der Konservativen dazu gehöre, für einen Kandidaten einzutreten, der seinerseits, wenn er zwischen einem Konservativen und einem Sozialdemokraten zu wählen hätte, sich nicht scheuen würde, dem letzteren zum Siege zu verhelfen. Wem aber soll man noch Selbstverleugnung zutrauen, wenn derjenige Partei, die dieses Wort stets im Munde führt und alles nur für das Reich zu tun vorgiebt, versagt? Die „Deutsche Tageszeitung" des Herrn Dr. Oertel freilich empfindet über die Erklärung große Genugtuung, die sie mit den Worten zum Ausdruck bringt:

„Unseres Erachtens hat die konservative Parteileitung des Wahlkreises vollkommen korrekt gehandelt. Wenn sie sich wider Erwarten entschlossen hätte, die Unterstützung des Kandidaten der freisinnigen Vereinigung zu empfehlen, so würden wir das lebhaft bedauert haben."

Um dieses Bedauern völlig würdigen zu können, muß man sich der Tatsache erinnern, daß die freisinnige Vereinigung in den letzten Jahren in allen Fragen der nationalen Verteidigung dem Reiche gegeben hat, was des Reiches war, während die sozialdemokratische Reichstagsfraktion das Gegenteil getan hat. Wenn trotzdem die „Deutsche Tagesztg." es lebhaft bedauert haben würde, wenn die konservative Parteileitung ihren Gesinnungsgenossen die Unterstützung des freisinnigen gegen den sozialdemokratischen Kandidaten empfohlen haben würde, so stellt sich das Bündlerblatt damit das Zeugnis aus, daß sein Brüsten mit Opferwilligkeit für das Reich eitel Heuchelei ist.

Hebung der geistigen Macht Englands.

In der vorgestern abend in Southport abgehaltenen Sitzung des Britischen Vereins für Förderung der Wissenschaft hielt der diesjährige Vorsitzende Sir Norman Lockyer einen Vortrag, in welchem er die Inferiorität Großbritanniens in Bezug auf Universitäten hervorhebt und dringend die sofortige Bereitstellung der Mittel für die Errichtung neuer Universitäten nach deutschem Muster forderte. Er wies hin auf Preußen, das nach Jena und dem Verlust großer Gebietsteile in kurzer Zeit drei neue Universitäten gründete, „um den Verlust von Land durch geistige Macht zu ersetzen", sowie auf Japan, welches, nicht nach einem Kriege, sondern in Vorbereitung eines solchen, die größten Anstrengungen zur Entwicklung intellektueller Städte machte. Sir Norman fordert acht neue Universitäten und berechnet die Kosten für deren Errichtung mit acht Millionen Pfund; dazu kämen jährlich 400 000 Pfd. für das Personal und die Erhaltung. Durch Kapitalisierung der jährlichen Zahlungen mit 2½ Prozent kommt er auf rund 24 Millionen Pfund. Auf die Frage, wie dieses Geld zu beschaffen sei, antwortete Sir Norman Lockyer „ohne Scherz": Tut dasselbe, was durch die Navy Bill von 1888/89 geschah; tut mit einem Male für die Geistesmacht das, was wir damals so erfolgreich für die Seemacht taten. Legt 24 Millionen Pfund Sterling aus dem einen Aktivum, unserm nationalen Reichtum, bei Seite, um das andere Aktivum, unsere Geistesmacht, zu mehren. Mit diesem Kapital müssen in den nächsten fünf oder zehn Jahren die neuen Universitäten errichtet und ihnen aus den Zinsen des Restes jährliche Zuwendungen gemacht werden.

Serbisches Durcheinander.

In Serbien wird die Lage immer haltloser und die Stellung des Königs immer prekärer. Er kann nicht zu dem energischen Versuch kommen, sich aus der Clique der Königsmörder freizumachen; anderseits wagt er doch kein entsprechend scharfes Vorgehen gegen die neuen „Verschwörer" im Offizierkorps, und durch sanfte Behandlung wächst dort die Bewegung nur weiter an. Das zeigt sich in den beiden von den Verschwörern in Belgrader Blättern veröffentlichten Aufrufen und den Demonstrationen, welche diese gegen die Redaktionen der Blätter hervorgerufen haben. In den Aufrufen heißt es u. a.:

„Die ganze zivilisierte Welt schauderte vor diesem Verbrechen zurück, und in den Augen der Offiziere sämtlicher Kulturvölker ist unser Waffenrock zum Gegenstande des Ekels und des Abscheus geworden." Korporativ und wie ein Mann müßten die serbischen Offiziere diese abscheulichen Verbrecher aus ihrer Mitte ausstoßen. „Dafür gibt es zweierlei Wege: 1) daß alle diese Verbrecher an einem und demselben Tage im ganzen Lande, in allen Garnisonen, wo es solche gibt, einfach ausgerottet werden, und 2) daß wir korporativ fordern, daß sie alle für alle Zeiten aus der Armee entfernt werden, ohne jemals wieder unseren Waffenrock anlegen zu können, und zwar innerhalb einer kurzen Frist, die wir nachher in unserer Forderung bestimmen werden. Gleichzeitig wollen wir unseren festen Entschluß kundgeben, sofort nach Ablauf dieser Frist unseren eigenen Degen abzulegen und aus der Armee auszutreten, wenn unsere Forderung abgelehnt werden sollte. . . . Wenn wir jetzt in unserer heutigen Verfassung in eine äußere Aktion verwickelt würden, trügen wir selbst den Keim unserer Niederlage in uns. Kann ein Heer aktionsfähig sein, welches in zwei Lager gespalten ist, in welchem die Jüngeren den Aelteren befehlen und bei der Beförderung bloß darauf geachtet wird, wer zu den Verschwörern gehört? Das Kommando existiert heute im serbischen Heere von unten und nicht von oben. Die Befehle und Ukase des Königs werden mißachtet und zerrissen, der Offiziereid und der Offizierswaffenrock liegen im Schmutz und sind mit Blut befleckt."

Daß der Neid bei diesen Expektorationen eine Hauptrolle spielt, haben wir schon neulich hervor; hier wird es offen zugestanden. Wäre die Entrüstung der Verschwörer tatsächlich eine rein moralische, dann hätten die Herren dem König Peter den Eid nicht schwören dürfen; da sie es doch taten, erklärten sie sich mit der Wendung der Dinge einverstanden. Wenn ihnen nun hinterher erst ein Licht darüber aufgeht, daß sie schlecht gefahren sind, so rechtfertigt dies ihr jetziges Gebahren in keiner Weise. Uebrigens scheinen die Straßenkundgebungen am 9. September gegen die Redakteure der beiden Zeitungen vorbereitet gewesen zu sein. Die Demonstrationen waren angekündigt gewesen und hätten von der Polizei verhindert werden können, was aber nicht geschehen ist. Die Herausgeber der beiden Blätter suchten bei der russischen Gesandtschaft Schutz, da sie solchen bei den serbischen Behörden nicht fanden. Die Zeitungen verurteilen scharf das Verhalten der Polizei, die nicht entschieden genug eingeschritten sei. Die Demonstranten sollen von einem Gendarm angeführt worden sein. Die Militärpatrouille wollte sich ebenfalls der Demonstration gegen die „Becerne Novosti" anschließen, wurde aber von dem Offizier daran gehindert. Der Chef des serbischen Preßbureaus, Alexander Petrowitsch, wurde von den Verschwörern bedroht und flüchtete ins Ausland.

Die Vorgänge im Orient.

Aus Sofia wird uns berichtet: Die hiesigen Leiter des makedonischen Revolutionscomités geben zu, daß die Aufständischen während der vorigen Woche im Bilajet Monastir sehr schwere Verluste erlitten haben. Nach den hiesigen Schätzungen sind in den Kämpfen um Kliffura und Neveska gegen 800 Bulgaren gefallen. Eine sehr schwere Niederlage erlitten die Aufständischen auch bei Dermentschiko, einem Landstädtchen nahe bei Florina. Diesen Ort hatten 600 Bulgaren besetzt; dieselben wurden jedoch, während sie die widerstrebenden Bewohner ausplünderten, von zwei Bataillonen Türken überrascht und bis auf 200 Mann niedergemacht. Seit Ende Juli beziffern sich die Verluste der Bulgaren auf 3000 Mann. Trotzdem denken die Leiter der Bewegung noch keineswegs an eine Aufgabe des Kampfes. Sie kündigen vielmehr an, daß in den westlichen Bezirken die Ueberreste des Freikorps sich vorläufig in die Gebirge zurückziehen würden, wo an verschiedenen Punkten große Vorräte an Lebensmitteln und Dynamit für den Winter aufgeweichert seien. Die türkischen Truppen würden daher auch während der Wintermonate keine Ruhe haben.

Feuilleton.

8]

Ingeborgs Kinder.

Roman von Margarete Böhme.

Nachdruck verboten.

„Aber so was . . ." Nun wurde sie trotzig. „Es gehört zu meinem Metier, daß ich mich in ungewöhnliche Situationen versetze. Wie soll ich sonst Studien machen?"

„Ueberlaß es mir, dir weitere Gesichtskreise zu erschließen. Ich werde mit Kusekoff reden."

„Wer ist Kusekoff?"

„Mein bester Freund. Ein liebenswürdiger Mensch und sehr gefällig. Er verkehrt in den besten Kreisen. Er ist sehr reich. Ich verdanke ihm auch meine Stellung bei Leisemann."

„Ich glaubte nicht, daß du jemand etwas verdanken müßtest."

Die Schärfe ihres Tones chokierte ihn.

„Du wirst es auch noch verstehen lernen, daß man mit dergleichen kleinlichen Vorurteilen nicht weiterkommt. Das moderne Leben beschwert uns Menschen ohnehin mit einem solchen Pack von ideellen und materiellen Rücksichten, daß wir froh sind, wenn eine wohlmeinende Hand einem ein wenig den Rücken stützt."

Thyra schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein.

„Und was ich dir noch sagen möchte, Thyra . . . du brauchst auch nicht jedem Beliebigem zu sagen, daß du Schriftstellerin bist. Du hältst dich hier zu deiner wissenschaftlichen Ausbildung auf. Das genügt . . ."

„Aber warum? Ist die Schriftstellerei eine Schande?"

Das nicht. Aber du glaubst nicht, wie der Stand hier in Berlin und überhaupt im allgemeinen diskreditiert ist. Und mit Recht. Denn was sich heute nicht alles „Schriftsteller" schimpft, das ist ja schon rein zum Lachen. Ja, wenn man erst den Namen hat. Aber wenn doch jemand fragt, wo deine Arbeiten bereits erschienen sind, und du nennst irgend welche Winkelblätter . . . Du lieber Gott, was besagt das? Jedes Karnickel kann da mal abgedruckt werden."

Thyra wußte nichts darauf zu erwidern.

„Willst du schon gehen, Fritz?"

„Ich muß um halb zehn in der Klinik sein. Gegen sechs Uhr komme ich wieder und hole dich ab. Du mußt jetzt ein bißchen schlafen. Adieu. Herzel."

Er klopfte ihr zärtlich die blassen Wangen. „Du bist ja so müde, ich seh dir's an. Bis nachher."

Dann war er fort. Als das Mädchen die Sachen vom Tisch getragen hatte, warf Thyra sich, halb ausgekleidet, aufs Bett; aber auch jetzt kam sie bei aller Uebermüdung nicht zum Einschlafen. Nach einer Stunde stand sie wieder auf und machte etwas Toilette. Dann packte sie ihren großen Reisekorb aus und räumte die Sachen in Schränke und Schubfächer. Ihre Manuskripte legte sie in den Schreibtisch, der, gerade als habe das Zimmerchen auf seine Bestimmung, ein Schreibmädel zu beherbergen, gewartet, sehr günstig an einem Fenster plaziert war.

Die Stunde körperlichen Ausruhens hatte in das Chaos ihrer durcheinander wogenden Empfindungen etwas mehr Ordnung und Klarheit gebracht. Deutlich erkannte sie, daß sie an dem verflossenen Abend, dessen bunte Stunden wie ein kleiner Fiebertraum hinter ihr lagen, im Begriff gewesen war, etwas von ihrer Ueberzeugung dran zu geben und ein Stück ihres Selbst zu opfern. Nein, sie wird weder Kronau, noch Doktor Sonntag ihre Manuskripte schicken. Sie wollte sich niemand verpflichten, und noch viel weniger jemand etwas verdanken. Einzig auf eigene Kraft gestützt, wollte sie weiterstreben, ihrem hochgesteckten Ziele entgegen.

Und wie sie dachte, kam wieder ihr altes, stolzes Kraftgefühl zurück. Sie wollte das Schicksal zwingen, ihr zu dienen. Die größten Menschen aller Zeiten hatten mit Schwierigkeiten und allerhand Mühsalen zu kämpfen, bis sie ihr Ziel erreichten; auch sie wollte sich nicht von etwaigen Mißerfolgen niederdrücken lassen. Einmal würde ihre Stunde kommen.

Mechanisch durchblätterte sie das Romanmanuskript. Und je länger sie darin las, desto fröhlicher und zuversichtlicher wurde ihre Miene. Sie war ihren eigenen Arbeiten eine strenge Kritikerin, aber so eingehend sie auch prüfte, sie fand nichts zu verbessern. Der Stil mochte noch hier und da etwas zu wünschen übrig lassen, aber die Idee war neu, originell, ihre aufgestellten Behauptungen logisch und scharfsinnig belegt, die Handlung fesselnd und geistreich kombiniert.

Sie wollte die Arbeit jetzt nach Stuttgart schicken, an die Redaktion, die ihr damals so wohlwollend geschrieben hatte. Bei den anderen Manuskripten hatte diese Redaktion freilich nur gedruckte Begleitschreiben gelegt, wenn sie sie zurückschickte, aber das wollte sie ihr nun nicht länger nachtragen. Gleich morgen sollte der Roman fort.

Unterdessen war der Vormittag vergangen und ein Tam-Tam rief die Hausgenossen zu Tisch. Im Speisezimmer, einer sogenannten Berliner Stube, in der den ganzen Tag die Gasflammen brannten, lernte Thyra die Mitbewohner der Pension und die Hausfrau kennen.

Frau Margarethe Weingarten war noch eine junge Frau. So Anfang der Dreißiger. Sie war mittelgroß, hübsch gewachsen und geschmackvoll angezogen. Ihr längliches Gesicht, das die aufgelockerte Frisur des aschblonden Haares noch schmäler erscheinen ließ, bestand eigentlich nur aus Augen, mächtigen, dunkelbewimperten Augen von eigenartiger, glasheller Farbe und schimmerndem tiefen Glanze. Eine interessante, sympathische Erscheinung. Ihre dreizehnjährige Tochter Käthe war ihr Ebenbild, nur etwas ins Derbere übersetzt; das Haar der Kleinen spielte stark ins Rot; es hing ihr in zwei dicken Zöpfen über den Rücken herab und war so lang, daß sie sich bequem darauf setzen konnte.

Die Pension war zur Zeit nur schwach besetzt. Außer der russischen Studentin waren da: zwei Engländerinnen, die sich nur vorübergehend in Berlin aufhielten, ein Ehepaar aus Ostpreußen, das seinen Besitz dort verkauft hatte und sich nun in Berlin akklimatisierte, um, wenn es ihm zusagte, für immer dazubleiben, ein junger Musiker, der das Konservatorium besuchte, zwei junge Mädchen, die sich unter Frau Weingartens Leitung im Haushalt vervollkommneten, ein mexikanischer Professor der Astronomie und eine kleine, lebhafte, schon ältere Dame, Fräulein Madelaine Dupuy, aber trotz ihres französischen Namens Vollblutberlinerin, mit echtem Spreewasser getauft, wie sie lachend versicherte. Fräulein Dupuy saß neben Thyra. Als sie hörte, daß diese zum ersten Male in Berlin war, legte sie eine zutuliche Vertraulichkeit an den Tag und gab allerlei gute Ratschläge. Dann kam sie auf sich selber zu sprechen. Sie war lange Jahre in vornehmen Familien des In- und Auslandes bonne supérieure und governess finished gewesen. Es schwirrte nur so von Grafen, Herzoginnen, Marquisen und Myladies in ihren Reden. Seit Jahren privatisierte sie. Ihr einzigstes Ideal war, Millionärin zu werden.

„Das sei wohl kein ganz ungewöhnlicher Wunsch . . . jedenfalls teile Fräulein Dupuy denselben mit ziemlich vielen Leuten", meinte Thyra lächelnd. Fräulein Madelaine lächelte geheimnisvoll. „Den Wunsch vielleicht, aber nicht den festen Willen und die Fähigkeit, aus dem Wunsche eine Tatsache zu machen." Sie aber, sie besaß diese Fähigkeit. Sie erfand Patente. Vier Patente hatte sie schon, aber es war noch keins so das rechte . . . „Das Einschlagende, wissen Sie . . ." Nun hatte sie wieder eine Erfindung gemacht. Das Modell war jetzt gerade im Reichspatentamt. Nur ein einfacher, kleiner Gegenstand, aber praktisch, und deshalb epochemachend. „Gerade die kleinen, praktischen Gebrauchsgegenstände bringen ihrem Erfinder das meiste Geld, müssen Sie wissen." Die Millionen liegen immer noch auf der Straße, man muß sie nur zu finden wissen."

Vorläufig hatte sie keine gefunden.

Das kleine, bürgerlich einfache, aber gut zubereitete Mittagsmahl verlief unter allseitig heiterer Stimmung. Die anmutige, freundliche Hausfrau verstand es, eine Atmosphäre der Behaglichkeit um ihre Gäste zu verbreiten, so daß sich jeder in ihrem Hause und an ihrem Tische wohl fühlen mußte. Nur der Mexikaner machte eine unrühmliche Ausnahme in der heiteren Runde. Mit bitterbösem Gesicht hieb er in den Braten ein, und die Vertilgung von Kompott und Gemüse wurde mit einem Fanatismus von ihm betrieben, als repräsentierten sich in den schuldlosen Viktualien alle Uebelstände des Daseins, die er kraft seiner Ueberzeugung ausrotten mußte. Auf eine Frage, weshalb er denn heute so schweigsam sei, gab er in knurrendem Tone eine etwas konfuse Antwort. „Revolution überall: überall werfen sie ihre verrückten Thesen hin, die verfluchten Modernen, nicht einmal die ehrwürdige Majestät des Firmaments ist vor ihnen sicher. Ein neues Planetensystem wollen sie aufstellen. Schiaparellis Weisheit wird zum alten Eisen geworfen . . . diese . . . diese . . ." Er brach, wohl in der Erkenntnis, profanen Ohren zu predigen, rasch ab und versank wieder in sein finster brütendes Stillschweigen.

Fritz Christiensen fand seine Schwester in munterster Laune, als er sie punkt sechs Uhr abzuholen kam. Da er sich aber selber in sichtlicher Erregung befand, merkte er kaum etwas davon. Er war ganz konsterniert, das heißt, nicht eben in schlimmem Sinne.

Sein Freund Kusekoff hatte sich heute morgen mit Gusti Leisemann verlobt. Man hatte immer schon gemunkelt, daß etwas Derartiges in der Luft schwebte, aber Kusekoffs Freunde hatten das Gerücht für unbegründet gehalten. Es war so ganz überraschend gekommen. Als man am verflossenen Abend Kusekoff mit einer An-

SLUB
Wir führen Wissen.